Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 17

Artikel: Der Strafmarsch

Autor: Wolf, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637236

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ihn vielleicht der Inbegriff gesellschaftlicher Verderbnis, menschlicher Verdummung, und keine Aechtung kann ihn von seinem Urteil zurückbringen.

„Der Militärdienst bedeutet nicht nur einen Verderb für die Arbeit und das Leben, sondern einen Verderb für das Gute." Gegen ihn sind die Antimilitaristen des Westens arme Oportunisten, die für eigenes Behagen kämpfen, nicht für das elementare Gebot. Empörung will er säen: „Mein Artikel über Militarismus muß für das Volk geschrieben sein. Alles Böse, worunter die Menschen leiden und stöhnen, kommt vom Militarismus. Das Schlimmste dabei ist nicht das, worüber sie sich beklagen, sondern daß der Staatsdienst, besonders der Militärdienst die Seele tötet." Allein seine Revolution kann keine Blutsaat werden, sie bedeutet an sich den Verzicht auf Gewalt. „Ihr werdet den Herrn nicht besiegen, wenn ihr dasselbe begehret, wie er . . . Ihr müßt aufhören zu kämpfen, aber auch aufhören zu dienen."

Die wichtigste gesellschaftliche Frage für den Russen der alten Zarenzeit ist die Bodenfrage in Verbindung mit dem Staatssystem überhaupt. Der Betrug äußert sich erstens: in der Frage des Grundbesitzes, zweitens: in den Steuern und Zöllen, drittens: in der Lüge vom Vaterland und der Vaterlandsverteidigung. Der vierte und schlimmste Betrug, der den Menschen den Sinn für das Leben nimmt, das ist das doppelte Gesicht: „Orthodoxie und Atheismus. Die Priester müßten „vor versammeltem Volk Buße tun und die Lüge bekennen."

Im Drama: „Und das Licht leuchtet in der Finsternis" kommt klar seine Stellung zum Element der gesellschaftlichen Probleme, dem der Familie zum Ausdruck. Auch hier muß er verneinen, zeigt aber auch den Grundirrtum auf: „Die Hauptursache des Familienglücks ist, daß die Menschen in dem Gedanken erzogen sind, die Ehe spende Glück. Zur Ehe verlockt der Geschlechtstrieb, der die Gestalt einer Glücksverheißung und -hoffnung annimmt, und der durch die öffentliche Meinung und die Litteratur unterstützt wird. Aber die Ehe bedeutet nicht nur kein Glück, sondern stets Leiden, mit dem der Mensch für die befriedigte Geschlechtsbegierde büßt".

Die im vorhin genannten Drama dem religiösen Manne vermögen, so wie er zu handeln, aus. Ihr Gesetz der Mütterlichkeit widerstreitet dem religiösen dieses Mannes. „Spiel, Karten, Frauen und Pferderennen sind deshalb so verlockend, weil sie für Blasierte ausgedacht sind. Mit Recht wurden sie von weisen Lehrern verboten." So formuliert sich am Ende das scharfe Urteil des Propheten über diese andere Art Mensch. Oder noch schärfer: An und für sich ist die Frau dumm; aber der Teufel leiht ihr seinen Verstand, Gemeinheiten zu begehen. „Die Frauen sind schwach, wollen aber nicht allein nichts von der Schwäche wissen, sondern prahlen noch mit ihrer Kraft. Was kann abscheulicher sein?"

Er kommt aber zu einer wenigstens negativen Anerkennung des weiblichen Eigengesetzes: „Man kann von der Frau nicht fordern, daß sie das Gefühl ihrer ausschließlichen Liebe vom Standpunkt des sittlichen Gefühls bewerte. Sie ist dazu nicht imstande, denn sie besitzt kein wahres, das heißt über alles andere sich erhebendes, sittliches Gefühl." Die Scheidung wird noch schärfer in folgendem Satz gezogen und damit zur prinzipiellen gemacht: „Ebenso wie der Magnet auf Eisen wirkt, nicht auf Holz, so sind die Schlüsse der Vernunft für sie nicht verpflichtend, nicht bewegend."

Daß aber die Männer, die höhern Denkens Fähigen, sich in solchem Maße von den Frauen beeinflussen lassen, das beweistt den Tiefstand der Kultur. Indem Genuß zum Losungswort wurde, indem man die religiöse Basis verließ, geriet man in den Abgrund. Die Wissenschaft hat seitdem „Nebensächlichkeiten zu studieren" begonnen. Sie ist furchtbar kompliziert geworden. Die Kompliziertheit des Wissens aber „ist ein Beweis seiner Unrichtigkeit. Was war ist, ist einfach." Er hat keinen Respekt vor Autoritäten, so wenig wie auf dem Gebiet der Kunst. „Lombroso war hier, ein beschränkter, naiver, kleiner Alter", sagt er von der anthropologischen Größe.

Die Verderbtheit der Wissenschaft macht besonders auch vor der Theologie nicht Halt. Vielmehr: Die Theologie, ebenso wie die Institution der Kirche beweisen geradezu den religiösen Niedergang. Die orthodoxen Theoretiker hangen wahrhaftig an der Frage, daß Christus historisch gewesen sein müsse. „Ich las ein interessantes Buch, daß Christus niemals gelebt habe, daß er nur ein Mythos sei. Die Wahrscheinlichkeit dafür ist ebenso groß wie die Wahrscheinlichkeit dagegen."

Diese Proben aus seiner Verneinungslehre werden genügen, um die furchtbare Größe des Erlebnisses zu beweisen, das diesen Menschen ergriffen haben muß.

„Was wollen wir nun hiezu sagen?" Die Revolution in Rußland beweist, daß er die Götterdämmerung seines Volkes richtig vorausgeahnt. Die Gewaltsamkeit des Umsturzes ist nicht von seinem Geist. Am ehesten vielleicht stammt aus seiner Lehre die Passivität der leidenden Massen.

Uns persönlich berühren weniger jene Fragen, als die Stellung zu unseren westlichen Institutionen, ebenso seine Verurteilung aller Kunst und Schönheit, der Schätzung materieller Güter und der Freude am Erdendasein. Die Frau persönlich mag sich mit der Degradierung ihrer Vitalität vor allem auseinandersetzen.

Die Antwort auf Tolstois Forderungen füllt keine Bände. Sie besteht in einem einfachen Ja oder Nein, je nachdem man Mut fühlt und Glauben oder Gründe hat, und das gute oder schlechte Gewissen zeigt deutlich den Grad der Stichhaltigkeit aller Gründe an.

Zum Schluß sei indessen eine Frage berührt, deren Lösung wir Westeuropäer Tolstoi zum Trotz als erstrebenswert achten und nicht mit dem persönlichen „Nicht teilnehmen an dem Uebel" ihren Weg laufen lassen wollen.

Wenn es Uebel gibt, die aus schlimmen gesellschaftlichen Institutionen stammen, so sind sie nur durch Aenderung der Institutionen im ganzen Bereich der Gesellschaft zu beseitigen. Diese Aenderung aber ist Aufgabe der Gesellschaft und bleibt es, unbekümmert darum, ob vorher jeder Einzelne zum religiösen Menschen geworden sei. Zu leugnen, daß es keine solchen Uebel gebe, wäre auch nur Bosheit.

Und was Tolstoi über die Kunst sagt, darüber hat er durch seine eigene Ablehnung den Beweis der Inkompetenz erbracht. Der künstlerische Mensch wird Tolstoi das Erlebnis der Schönheit ebenso feurig verkündigen, wie Tolstoi sein Erlebnis des Guten, und vielleicht werden sich die Beiden niemals verstehen, so wenig wie die Frau und Mutter versteht, wie man die eigenen Kinder um den Raub, sei es auch der Raub einer Welt, kürzen dürfte.

Der Strafmarsch.

Aus „Korporal Schmidiger in Freud und Leid". Von Karl Wolf. (Verlagsanstalt W. Trösch in Olten.)

Korporal Schmidiger und sein Waffenkamerad, der Hofer-Sämi, sind eine Stunde zu spät in die Kaserne eingerückt. Die Folge davon war ein Arrest von vierundzwanzig Stunden. Hofer-Sämi, der Kompagnie-Fazikus, kann sich beim Hauptverlesen eines Grinsens nicht enthalten. Die weitere Folge: der Arrest wird zum Strafmarsch mit schwerer Packung nach dem eine Stunde entfernten Juranest Caquerelle. Hier sollen sich die Sträflinge beim kommandierenden Hauptmann anmelden.

Sämi ist ein Erzschalk. Er beredet den Kameraden zu einem schlimmen Streich, der leicht trübe Konsequenzen für die beiden hätte nach sich ziehen können. Im letzten Hause des Dorfes, so lautete der verschmitzte Plan, wollten sie ihre Tornister „deponieren", um am Eingang von Caquerelle von guten Freunden andere in Empfang zu nehmen.

Beinahe, aber nur beinahe wäre ihnen das schlaue Unternehmen geglückt.

Wie es ihnen dabei ergangen, erzählte das nachfolgende Kapitel des lustigen Buches, in dem uns von unsern Soldaten Freud' und Leid während einer ersten Grenzbesetzungsepoche in sehr anziehender Weise erzählt wird.

*

Fünf Schläge hallten vom Kirchturm her, als an die Türe des Kompagniebureaus energisch geklopft wurde.

„Herein!" schnarrte drinnen eine bekannte Stimme. — Die Türe sprang auf und zwei marschbereite Soldaten traten ins Zimmer. Schneidig fuhren die Absätze zusammen, während der Aeltere der beiden meldete: „Feldweibel, Korporal Schmidiger, mit einem Mann, marschbereit nach Caquerelle!"

Der Feldweibel tat furchtbar beschäftigt und sah die beiden an, als ob er keine Ahnung hätte, um was es sich hier eigentlich handle. Erst als Sämi an Schmidigers Kaput zupfte und leise sagte: „Melde dich doch ab!", stand der Feldweibel auf. — „Aha!" machte er, spöttisch lächelnd, „Ihr seid diejenigen, welche . . . hm! — Geht Ihre Uhr heute richtig? . . . Oder soll ich Ihnen meine leihen?" — „Danke! . . . . Ihre Liebenswürdigkeit ist wirklich unbegrenzt!", versetzte Fridel schlagfertig und Sämi gab Laute von sich, die gewiß auch keinen Glückwunsch bedeuteten. — Der Feldweibel schnappte wütend nach Luft, gab sich einen Ruck in die Schultern und kommandierte: „Rechts-umkerrrt!" — Fridel und Sämi zeigten gehorsam ihre Kehrseiten. Hierauf öffnete der Feldweibel Sämis Tornister, überzeugte sich, daß alles vollständig verpackt war, tadelte die „zufällig" schmutzigen Schuhe Sämis; gab auch Fridel einen Seitenhieb, bemerkend, daß die Herren Unteroffiziere und Korporal Schmidiger im besondern viel zu wenig auf saubere Uniform hielten, sondern sich für Putzarbeiten zu erhaben dünkten. Schließlich übergab er Friedel einen Brief, adressiert an den Kommandanten von Caquerelle. —

„Feldweibel, Korporal Schmidiger mit einem Mann ab!" — —

Als unsere beiden Helden wieder die Dorfstraße hinaufschritten, machten sich die Kameraden schon zum Hauptverlesen bereit, und von allen Seiten rief man den Scheidenden „Glückliche Reise!" und „Frohes Wiedersehen!" zu. Faule Witze fielen natürlich auch, und der Wachtmeister Schwabbli schnitt eine Fratze, wie wenn er den Teufel im Tintenfaß darstellen wollte.

Fridel und Sämi erreichten bald das Duprezsche Haus, wo Germaine wartend am Gartenzaun stand und ihnen ihr „überflüssiges Gepäck" abnahm. Nur die Gewehre durften mitgehen. Germaine brachte den Soldaten überdies noch zwei geräucherte Würste; und den Fridel umarmte sie zum Abschied ohne die geringste Scheu, als ob Standesamt und Pfarrer schon längst ihre offizielle Mitwisserschaft verkündet hätten. Fridel war dies peinlich, weil Sämi die Szene mit unverholenem Interesse beobachtete und sich seinen Reim darauf machte: „Aehä," brummte der Kleine vor sich hin „und der weiß nicht, wer ihm den Blumenstock ins ins Zimmer gestellt hat! — Aehä!" — —

— — — — — — — — — — —

Auf der gutgebahnten Straße schritten die beiden Wanderer rüstig bergan. Der Weg führte über kahle Schneeflächen und durch düstere Wälder. Schön war es — wunderschön. Gegen Westen neigte sich die Sonne tief zum Horizont, ließ die Schatten der Bäume und Sträucher und die der einsam Wandernden überlang, gespensterhaft erscheinen. Fridel nahm mit Entzücken das wunderbare Bild in sich auf, während Sämi die ganze Macht seiner Gefühle der geräucherten Wurst zuwandte. —

Die Strahlen der Sonne wurden zusehends satter, bis zum tiefsten Rotgold, das die Welt in ein Meer von Blut zu tauchen schien. — Dann verflogen die grellen Farbentöne nach und nach. Das Rot wich einem zarten Violett und dieses wieder vertiefte sich zum weichen, schleierhaften Blau. Die scharfen Konturen der Hügelzüge gaben nach — verschwammen. — Auch der ferne Kirchturm verlor sich in der Unendlichkeit. — Die Nacht brach an. — —

Fridel und Sämi waren jetzt nicht mehr weit von Caquerelle entfernt und doch hatten sie bis dahin nur wenige Worte miteinander gewechselt. Wohl hatte Sämi gleich zu Beginn der Wanderung versucht, ein paar alte Witze aufzuwärmen, von denen er hoffen durfte, daß sie einigermaßen in Vergessenheit geraten waren; allein die Größe und Schönheit des Sonnenunterganges machten auf Fridel so tiefen Eindruck, daß er Sämis Redensarten als störend empfand und gar nicht darauf antwortete. Erst als die Umrisse der Häuser von Caquerelle im letzten Dämschein auftauchten, blieb Fridel stehen und fragte: „Was machen wir jetzt? Woher die Tornister nehmen?" — Sämi wollte eben seinen Plan mit der ihm eigenen Gründlichkeit vorbringen, als Fridel ihm Schweigen gebot, denn von der Straße her, nicht weit hinter ihnen, vernahm man deutlich das Knirschen von langsamen, tappigen Schritten. Kurz darauf wurden trotz der bereits herrschenden Dunkelheit drei Soldaten erkennbar, die rauchend und plaudernd den Berg hinangestiegen kamen. Wahrscheinlich gehörten sie zur Besatzung von Caquerelle, aber Fridel und Sämi zogen es doch vor, sich einstweilen hinter einer Baumgruppe dicht an der Straße zu drücken, um über die Natur der Herankommenden ins Klare zu kommen.

Die drei Soldaten diskutierten inzwischen fröhlich weiter und ihre Stimmen hallten in der Schneelandschaft eintönig wider. Sie sprachen von bevorstehendem Alarm und erzählten sich unglaubliche Räubergeschichten von durchgebrannten Feldküchen und von tagelanger Fastenzeit, ohne zu ahnen, daß dem Hofer-Sämi, der solches mitanhören mußte, dabei wind und weh ums Herz ward.

Endlich, als die Plaudernden näher gekommen, rief Fridel: „Halloh!" und verließ sein Versteck; Sämi folgte nach.

Die drei auf der Straße blieben überrascht stehen und einer davon zog geräuschvoll sein Bajonett aus der Scheide, um für alle Fälle gerüstet zu sein, denn Fridel und sein Gefährte sahen in ihren vom herabfallenden Schnee der Bäume wie mit Mehl überstaubten Uniformen nichts weniger als soldatenmäßig aus. Plötzlich rief einer: „Hurra, der Hofer-Sämi!" und jetzt erkannten sich die Kameraden von der zweiten und vierten Kompagnie. Sämi drückte denen von der Vierten, die zur Zeit das Detachement auf Caquerelle stellten, erfreut die Hände und brummte, während seine Mundwinkel vor Vergnügen zu den Ohrläppchen auf Besuch gingen, ein übers andere Mal; „Mistcheib!", was bei ihm in diesem Falle hieß: „Grüß Gott, alter Freund!" — Hernach erzählten die beiden von ihrem Strafmarsch und von den zurückgelassenen Tornistern, worauf die von der Vierten in helle Begeisterung gerieten und tatkräftige Hilfe versprachen.

Vereint legten die Soldaten den Rest des Weges zurück und flugs wurde aus dem Mannschaftsraum ein vollbepackter Tornister herbeigeschafft, für Fridel vorschriftsgemäß die halbe Packung.

„Furchtbar einfach, diese Geschichte!" triumphierte Sämi, während er sich den schweren Sack überwarf. „Mir tut's immer bis in die Zehenspitzen hinunter wohl, wenn ich dem malefiz-himmelblauen Militarismus ein Schnippchen schlagen kann!" . . . „So komm' jetzt!" rief Fridel, der mit gutem Grund befürchtete, daß sein Füsilier wieder ein ergiebiges Schimpfthema auf der Zunge trug; und so machten sich die beiden nach dem Offizierszimmer auf. Sämi hielt sich auf dem ganzen Weg die Nasenflügel zu, bis ihm der Kopf dunkel-violett anlief und er schrecklich schnaufen und pusten mußte. — Das gehöre dazu, erklärte er.

(Schluß folgt.)